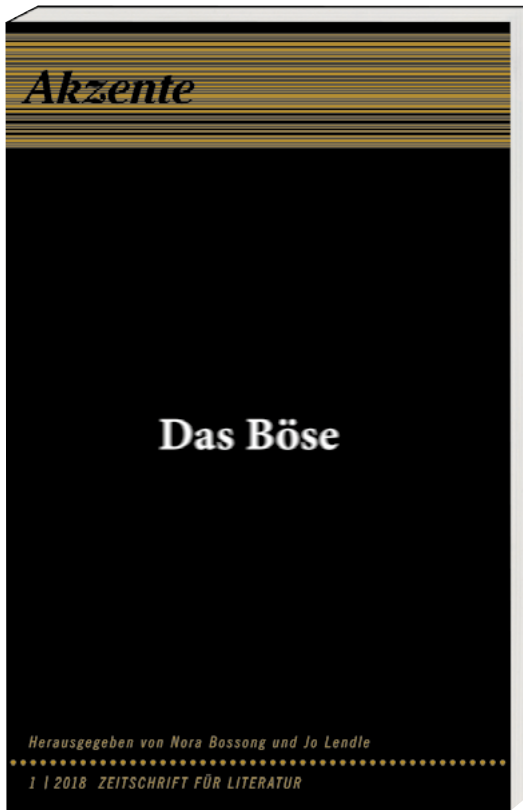


Leseprobe aus:

**Nora Bossong / Jo Lendle**  
**Akzente Heft 1/2018: DAS BÖSE**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER

## Vorwort

Wie böse können Blumen und Fischparks sein? Wie dunkel sind unsere Träume? Welche zerstörerische Kraft hat die Fantasie? Sicher ist jedenfalls eins: Das Böse fasziniert und droht, in seiner scheinbar klaren Gegenüberstellung zum Guten verspricht es Orientierung. Immer wieder wurde versucht, ihm nicht nur moralisch und intellektuell, sondern auch künstlerisch zu begegnen. Ein dekadenter Coup war es, uns dem Teufel und seinen Heerscharen, dem Prinzip des Bösen zu überantworten – »c'est l'Ennui!«, wie Charles Baudelaire in seinen *Fleurs du Mal* ausrief, und Mick Jagger sang über hundert Jahre später als anzüglicher Teufel: »Pleased to meet you, hope you guess my name!«

Der Teufel als Spiel, das Böse als Verführung. Aber gibt es das Böse überhaupt oder zeigt sich in der Substantivierung der Sündenfall der Grammatik? Können wir es tatsächlich so sicher vom Guten unterscheiden? Natürlich liegt der Verdacht nahe, dass gar nicht die Schlange Eva ins Ohr flüsterte, sondern dass Eva es war, die die Schlange rief, oder aber Adam, der sie lockte, weil er wissen wollte, wo das Gute liegt und wo das Böse, aber es selbst nicht sein wollte, der den Apfel pflückt.

Immer wieder ließ man andere oder auch Anderes für das Böse verantwortlich zeichnen, den Ziegenbock und den Charmeur, die Femme Fatale, schwarze Katzen, böse Blumen und die Schlange. Der deutsche Teufel war einst ein gewitzter Charmeur, so wie er durch Goethes Faustdrama springt, heute sehen wir ihn vielleicht eher als Bürokraten in Anzug und Krawatte, uns näher und vertrauter als eine abstrakte Figur der Geschichte, jemand, dem das Böse keine Wette und kein Spiel mehr ist, sondern eine Routinehandlung.

Gibt es sie, die böse Ästhetik? Oder verhält es sich mit ihr wie mit den Träumen? Plötzlich scheint das schwelende Böse da, angekündigt, erzockt, herbeifantasiert, die Katastrophe, vor der uns graut und die doch nicht eintritt, denn die Mechanismen der Albträume sind zuverlässig – auch wenn wir uns schon verloren glauben, im Moment der Detonation erwachen wir. In Prosa, Lyrik und Essays nähern sich die Autoren dieses Heftes diesen Fragen an und manchmal läuft das Böse nur beinahe sanft im Hintergrund oder bleibt als Lücke, die irritiert, ein Fehler in der Kulisse, die Rückseite einer Notiz.

# FISTON MWANZA MUJILA

## SIBUSISO oder die Suche nach dem guten Bösen

Von einem auf den anderen Tag zügelte Sibusisos Vater seinen eingefleischten Alkoholismus. Er hörte auf, seine sechszwanzig Biere am Tag in sich hineinzuschütten und die Kellner obendrein mit einem Tafelmesser zu bedrohen. Das überraschte alle, die ihn kannten, galt er doch als der größte Trinker des Viertels. Man erzählte sich sogar, dass in seinen Adern statt Blut Bier floss. Der Kerl machte keine halben Sachen. Er entsagte seinem dekadenten Leben. Mit demselben Elan verzichtete Sibusisos Vater darauf, Diamba zu rauchen, seine Sätze den lieben langen Tag mit Schimpfwörtern zu spicken, im Restaurant für seine Frau und seinen Sohn zu bestellen, ohne sie in die Karte schauen zu lassen, selbst in der Kirche laut loszuprusten, zu seinen Verabredungen mindestens zwei Stunden zu spät zu erscheinen, ohne ein Wort der Entschuldigung, sich bei Warteschlangen niemals hinten anzustellen, über seine Nachbarn, seine Brüder, seine Cousins herzuziehen, über alles und jeden zu schimpfen, zu betrügen ...

Niemand wusste, was in seinem Kopf vorging. Wenn man ihn auf diese abenteuerliche Verwandlung ansprach, setzte er das Gesicht eines untröstlichen, von den Ereignissen überrollten Vaters auf, der nicht über den unsoliden Lebenswandel des verlorenen Sohns hinwegkommt.

»Mein Sohn«, verteidigte er sich mit heiserer Stimme, »mein Sohn Sibusiso, seht ihr nicht, wie er aufwächst?«

Diese hastige Rechtfertigung vergrößerte die Neugier seiner Kumpels noch, schien sich Sibusiso, der es damals auf elf oder zwölf Jahre brachte, doch rundum wohlzufühlen. Er zeigte keinerlei Anzeichen einer schweren Krankheit oder einer körperlichen Fehlbildung.

Sibusisos Vater entschloss sich, sein Umfeld für eine Aussprache zusammenzurufen. Seine Familie, seine Freunde, seine Bekannten, alle eilten herbei ... Sein Haus war schon vor der vereinbarten Uhrzeit überfüllt. Nach einem zwanzigminütigen Vorgeplänkel kam er endlich zur Sache:

»Nicht wenige von euch machen sich Sorgen um meine Gesundheit, und ich glaube, dass ich euch zumindest eine Erklärung schuldig bin. Kurz und gut, es liegt an Sibusiso, meinem Kind, dass mein Leben den Bach heruntergeht, dass alles, was ich tue, zu Gerede führt, dass ...«

Einer Frau im Publikum platzte der Kragen:

»Du wärmst doch immer dieselben alten Geschichten auf!«

Ein Typ kam der jungen Dame zur Hilfe:

»Sibusiso dies, Sibusiso das, worum geht es eigentlich? Was soll das, deinem Kind alles Unglück der Welt in die Schuhe zu schieben?«

Sibusisos Vater:

»Deswegen habe ich euch ja eingeladen ...«

Er streckte die Hand zum Tisch aus, griff nach einem Glas Wasser, das er sich in den Rachen kippte, atmete tief durch, richtete den Blick zur Decke, verzog das Gesicht, wie einer, der die sommerliche Sonne betrachtet, und fuhr fort:

»Mein Sohn Sibusiso verhält sich nicht wie die anderen Kinder, selbst in der Schule nicht. Er vermeidet Gesellschaft, lehnt es ab, mit den anderen zu spielen, lässt den Schuldirektor in Ruhe, macht keine Dummheiten, kommt zur vereinbarten Zeit nach Hause. Er ist ordentlich und kleidet sich wie ein Erwachsener. Er stellt sich in der Schule so geschickt an, dass es mir fast peinlich ist. Mein Kind ist nicht wie die Bälger seines Alters, und diese Situation setzt mir zu, das könnt ihr mir glauben.«

Seine Frau, der es sichtlich schwerfiel, seinen komplizierten Ausführungen zu folgen, rief dazwischen:

»Was willst du damit sagen, wie soll unser Kind denn deiner Ansicht nach sein?«

Sibusisos Vater:

»Er ist nicht wie die anderen Kinder.«

Sibusisos Mutter:

»Er ist wie alle.«

Sibusisos Vater:

»Was soll das für ein Kind sein, das nie einen Fehler oder Blödsinn macht? Ich, sein Vater, habe im Leben nichts ausgelassen, ich habe alles gemacht ...«

Er zählte seine Fehlritte auf, breitete sein ausschweifendes Leben aus:

»Mein Sohn muss nach seinem Vater kommen. Warum prügelt er sich nie mit seinen Kumpels in der Schule, ist immer geschickt, leistet sich keinen Schnitzer, rennt nicht mit den anderen seiner Generation einem Ball hinterher? Mein Sohn muss in der Schule Scheiben einwerfen, im Unterricht stören und seinen Vater nerven, wie ich es in seinem Alter getan habe. Mein Sohn

muss ein Mann werden, und dazu braucht es die Wildheit und die Provokation.

Ein Mann aus dem Publikum regte sich auf:

»Sibusiso ist normal!«

Sibusisos Vater wies ihn zurecht:

»Du hast gut reden, dein Sohn ist ein Hitzkopf!«

Hinten im Raum versuchte jemand, zu Wort zu kommen, Sibusisos Vater ließ ihn nicht ausreden:

»Dein Sohn schläft im Unterricht, macht keine Hausaufgaben, prügelt sich, spielt mit seinen Freunden ... Ganz ehrlich, ich würde mir wünschen, dass mein Sohn ein Aufrührer wird, respektlos, neugierig, im schlimmsten Fall ein kleiner Gauner mit Herz, der stets noch eine Rechnung offen hat. Das ist es, was die Welt heutzutage braucht. Wenn man nicht das Format eines Ganoven hat, kann man gucken, wo man bleibt. Was soll aus Sibusiso bloß werden, schüchtern und empfindlich wie er ist, wie soll er sich morgen in dieser Welt von Kannibalen, Aasfressern und anderen Werwölfen zurechtfinden?«

Die Versammlung zog sich in die Länge, bis ein Gast nach dem anderen die Wohnung verließ. Am nächsten Tag suchte Sibusisos Vater die Lehrerin seines Sohns auf, um sich mit ihr zu unterhalten. Diese signalisierte ihm, noch bevor er sich ereifern konnte, dass sie sich glücklich schätze, einen Schüler wie Sibusiso in ihrer Klasse zu haben:

»Sie haben ein unglaubliches Glück, Monsieur, Ihr Sohn ist der eifrigste, gelehrigste und ruhigste Schüler, den ich in den dreißig Jahren meiner Tätigkeit kennengelernt habe. Er ist fleißig und sucht keinen Streit mit anderen Kindern ...« Unwirsch tischte Sibusisos Vater ihr seine Theorie auf:

»Machen Sie Witze? Nein, mein Kind muss nach mir kommen. Ich habe eine ruhmreiche Vergangenheit als Aufrührer, Verräter, Aufwiegler vorzuweisen, als der Kerl, der sich von niemandem auf die Hacken treten lässt, als Macho, als Rebell und Angeber. Ich bin zutiefst beunruhigt und komme nicht damit klar, warum aus Sibü (so kürzte er den Namen seines Sohns ab) nicht endlich ein anständiger Kerl wird. Unsere Zeit ist um, wir stecken in einer Ära der Gauner und Halunken, und immer gewinnen sie, denn die Welt richtet sich nach ihnen. Sieh dich doch um! Wer hat das Ruder in der Hand? Immer dieselben. In der derzeitigen Situation, diesen verworrenen, harten Zeiten, sind es immer die weniger Starken und weniger Dummen, die zuerst krepieren. Ich möchte nicht, dass mein Sohn ein kleiner Arschkriecher wird.«

Tagtäglich versuchte Sibusisos Vater, seinem Sprössling rüpelhaftes Benehmen beizubringen:

»Versuch, deine Kameraden zu verprügeln, fluche bei jeder Gelegenheit, ein bisschen Respektlosigkeit hat noch niemandem geschadet, beleidige deine Freunde zweimal die Woche, als ich in deinem Alter war, war ich schon paranoid und ideologisch viel weiter entwickelt ...«

Es gingen noch vier weitere Jahre ins Land, bis Sibü die Ratschläge seines Erzeugers beherzigte. Als erstes schlug er einem Klassenkameraden die Oberlippe blutig. Das freute seinen Vater unglücklicherweise so sehr, dass er ein großes Fest veranstaltete. Bei Sibusiso war das Eis endgültig gebrochen. Zunächst tat er sich mit kleinen Diebstählen und anderen Bagatelldelikten hervor (Entwendung eines Fahrrads oder eines Schirms, verbale Auseinandersetzungen mit seiner Mutter, Verhaltensauffälligkeiten im Unterricht, Schwänzen der Schule ...), bevor er Stufe für Stufe die Karriereleiter emporkletterte.

Nach jedem Coup organisierte sein Vater ein Fest. Er nahm sogar seinen alten Lebenswandel wieder auf, die täglichen sechsundzwanzig Dosen Bier inbegriffen. Sibusisos Vater war glücklich, dass sein Sohn zu dem Mann wurde, den er sich gewünscht hatte. Und so ist es nicht verwunderlich, dass Sibusiso nach einigen Jahren als unbedeutender Kleinkrimineller zu einem bewaffneten Schwerverbrecher aufstieg.

Sein Vater begann, sich Sorgen wegen dieses Aufstiegs des kleinen Monsters zu machen.

Er versuchte, das Gör zur Vernunft zu bringen:

»Sibü, mein Junge, du bist nun zu einem echten Kerl geworden, einem guten Bösen, versuch, den Schaden einzugrenzen. Ich als dein Vater, von öffentlichem Rang und Namen, bin als alter Ganove bekannt, aber ich bemühe mich fast immer, nicht ...«

Sibusiso bat um Entschuldigung:

»Du hast vollkommen Recht, aber ich kann Gut und Böse nicht mehr auseinanderhalten.«

Sibusisos Vater:

»Das ist nicht das Problem, versuch einfach, es in deinem Wahn nicht zu übertreiben, beleidige mit Maß, stiehl mit Maß, rauch Diamba mit Maß ...«

Tags darauf nahm Sibü den Schmuck seiner Mutter sowie eine kleine Summe im Wert von 4000 Dollar und machte sich aus dem Staub. Sein Vater beschwerte sich, sah aber davon ab, die Polizei einzuschalten.

Noch im selben Monat fasste die Polizei Sibü, als er einen Supermarkt ausrauben wollte. Nach ein paar Monaten kam Sibü auf freien Fuß und nahm seinen Lieblingssport wieder auf: den bewaffneten Raubüberfall. Das war nun der Beginn einer langen Reise. Eine Woche später, der nächste Coup, wieder Gefängnis. Sein Vater nutzte seine guten Beziehungen, und nach ein paar Tagen weilte Sibüsiso wieder unter dem Dach seiner Eltern. Er nutzte ihre Abwesenheit, um noch mehr Geld zu klauen und auf dem Flohmarkt Kleidung und Schuhe seines Vaters zu verscherbeln, sowie den Gefrierschrank nebst allen darin enthaltenen Lebensmitteln, bevor er sich endgültig aus dem Staub machte.

Sibüsisos Vater rief alle seine Bekannten zusammen, um sie um Rat zu fragen. Niemand kam.

Er versuchte daraufhin, mit Sibü in Kontakt zu treten, der aber keinerlei Interesse zeigte. Der Vater, dessen sehnlichster Wunsch es war, dass sein Sohn ein Mann von Welt werden möge, konnte nichts anderes tun, als von weitem dabei zuzusehen, wie das Monster, das er geschaffen hatte, seine Heldentaten vollbrachte.

Ein ausgeraubtes Krankenhaus, Sibü.

Ein Banküberfall, Sibü.

Ein in Brand gesetztes Haus, Sibü.

Tage verstrichen, vielleicht sogar Monate. Allorts verfolgt, gelangte Sibü in die Hauptstadt, die große Stadt, das große Maul (wie sie seinerzeit genannt wurde), das auch all die anderen Bälger aus allen Ecken des Landes aufnahm und beherbergte, Bälger, die das gleiche Schicksal teilten, die danach gierten, zu Männern zu werden, an den Haaren herbeigezogene Bälger, die bis zum Hals im Verbrechen steckten, angezogen vom schnellen Geld, dem härtesten Alkohol und Sex per Vollmacht.

## Ritsos auf Leros

und das Gedicht  
mit Fingernägeln in die Wand  
*J. R.*

Dass die Steine bersten und kein Schatten fällt  
dass das Gras Feuer fängt, dass ein Draht über der Erde  
gespannt ist, dass eine Ziege, dürr wie dein kleiner Hand-  
Knochen, grast, dass der weggelaserte Schmerz, jetzt endlich  
aufhört, dass alle, alle Menschen sich aus den Augen verlieren  
in der Finsternis, und wieder finden, dass es für zahlende Gäste  
ein Hämorrhoidenkissen gratis gibt, dass ein tiefes Wissen in  
den Zapfen eingeschlossen ist, dass die alten Zeiten nicht  
zurückkehren, dass die drei Worte, eines davon Leros  
dass die Strafinselfn aus Steinen, Zäunen, Gras sich biegen  
im Wind, dass auch wir außerhalb der Agora sind.

Ritsos, Jannis.

Griechen. Dichter.

Geboren auf dem Peloponnes, 1909.

Kommunist.

Deportiert auf die Inseln Limnos, Makronisos, Agios Efstratios

1948–1952.

Name: wie bekannt.

Raucher.

Eingesperrt in Lagern auf den Verbannunginseln Gyros, Leros

1967–1969.

Name?

Unter Hausarrest auf Samos, 1969–1973.

Überlebender.



Alle Lerier sind Vergessene, die Insel  
 breit wie eine Schänke in Cork oder Dublin, von der Länge  
 eines Haars der Göttin der Morgenröte, ihre Lippen fleischig und  
 voll Blut, auf der Straße steht ein deutscher Schäferhund, wedelt  
 mit dem Schwanz. Zerrt am Hosenbein, am Schlüsselbund – mit einem  
 Halsband, einer eingravierten Nummer. Die Wellen schwappen an die  
 Friedhofsmauer der britischen Kompanie, *buried near this spot*.  
 Unter der Erde die heiligen Toten, wir haben sie mit aufrechten Steinen  
 beschwert, *a soldier of the 1939–1945 war* – grün und voll Saft  
 die Frucht des Feigenbaums. *Known unto God*.

Partheni, das Dorf, die Kirche, sagt die Frau  
 Dornbaum, wilder Salbei, die leuchtenden Disteln  
 du liegst, ein Feld – ich lüge wie die Schrifttype, geschöpft  
 aus der Tiefe, einem Unterstrom, *ruhiges Meer mit unsichtbaren Rissen*  
 das verbrannte Feld mit den goldenen, weil von der Brust  
 gerissenen Disteln – Sonne, Fels, die schwarze Erde.  
 Zwischen dem Orakel und uns besteht keine Kausalität, hinter dem Tempel  
 (der Diana) und dem blauem Schrein die Gitter, das verbrannte Feld  
 zwei Schacht-Ausgänge – im Schrein die Plastikbox, ein Leuchtglas  
 Feuerzeug, die Heiligen (Ikonen), vertrocknete Blume oder Wasserpflanze  
 Christus, rot gespritzt, das Grablicht aufgesetzt.

In den Zapfen ist ein tiefes Wissen eingeschlossen:  
Gespeicherte Zeit, vom Staub Getrenntes, Nützliches wie ein Zweig  
der Kiesel und die Ameisenstraße, Sinn und Insekt.  
Das, was wir in den Büchern lesen, wurde überliefert: Über das Feld ging  
ein Mann, gebeugt, fand grobe Steine, Ziegel und Schamotte, in der Pflug-  
Spur war die Erde ausgetrocknet, Gleißeln und die entzündeten Gelenke.  
Er suchte einen Baum, irgendwo in der Ferne, das Meer empfing und sandte  
weiße Briefe, deren Inhalt er nicht verstehen konnte: Die Sonne schläft  
niemals am Tag. Er wünschte sich zu den Händen einen Kopf, den er ablegen  
könnte, ein Gebüsch oder einen Verband, Tiere drängten unter seine Haut.  
Bauten Nester, an den Sohlen klebte getrockneter Mist. – Erschlug das Pferd  
als es lahmt. Ein Haufen Knochen. Aufrecht konnte er noch stehen, bis Mond  
und Fels ihn zudeckten. Man fand ihn zwischen den Zypressen.

Steine, Gitter, Zäune, am Hafen die Schlingen aus NATODraht,  
die Panzer stehen geparkt in Reihen, kein Durchlass hier.  
Die Kamera surrt unter dem Hemd, schweißnass, wir sind Fremde  
sie mustern uns wie Sträflinge, Schwarzkittel mit Koppelschloss.  
500 Meter hinter der Betonfahrbahn, auf der einmal täglich die Propeller-  
Maschine landet, 1 km bis zum Lager, zersprungener Meeresspiegel  
ausgewaschen vom Wind, zerschlissen vom Gerbstoff der Sonne  
Fetzen, die Fahne, wo die Baracken standen, trocknet Schafkot.  
Heb einen Stein auf, ruf ans Wasser. Niemand außer der Ziege, dürr  
wie dein Handknochen, eine Frau, ganz in schwarz, aus einem Film  
von Angelopoulos. Nichts rührt sich, auf der Haut Bläschen, die roten  
Ameisen sondern ihr Sekret ab. Sei es ein Text, das Auseinanderdriften,  
die Armbanduhr unter dem Hitzschlag, 1 Uhr mittags.

Außerhalb der Agora, wo die Gesetze verletzen, wo sie jemanden bloßstellen, ausliefern – ohne Straße, ohne Hausnummer, ohne Konto, ohne Pass – Subjekt nicht Prädikat Objekt, unbekannt – Name, nicht erfasst. Hört auf Hund oder schwarzer Block, kennt die Kehrmaschine, den Container. Besteht aus durchschnittlich 50 Kilo Wasser. Atmet, schwitzt und scheidet aus. Der Rest, Feststoffe. Wer auf der Straße lebt trägt das Fell der Katze. Wer's glaubt. Das hier ist n Gedicht. Guten Morgen, Sonnenschein. Der junge Mann heißt Khalid wohnt im Asylbewerberheim. Hat ein Skateboard unterm Arm sagt zum lyrischen Ich: *Ich habe die Fluchtlinie bis hierher genommen. The borders are closed.* In der Wüste leben nachtaktive Füchse. Es wird niemals kälter als fünf Grad. Immer richtig kauen, jeden Bissen fünfzig Mal. Kauf dir was. Geruch von Geld- und Warenströmen. Kerosin, die Schlieren am Horizont, das eingefrorene Gold der Klumpen Eis. – Ich weiß, ihr seid Nordafrikaner, kenn den Scheiß hab grad kein Kleingeld übrig, willste was von meim Dosenbier?!

Wir wissen nicht, wie viele umgekommen sind, wir wissen wie viele umkommen, wir bereiten uns drauf vor, wir bringen was um die Ecke, eine Tageszeitung mit leeren Seiten, einzig Todesanzeigen, die Lebenden kämpfen nicht mehr. Ich lese das in einem alten Buch, *Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei; seht zu und erschreckt nicht. Denn das muß so geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da* – ich lese von zu milden Wintern, Missernten, Stürmen, die Erde bebt, die Wüste lebt, die Atomkrater brechen auseinander. Die Waschmaschine beginnt, sich zu bewegen. Spülen und Schleudern, und sehen, was hinterher im Trockner liegt. Warten auf den Kometen-Einschlag, Kaffee trinken und den Nacken massieren. – Was spricht der Hl. Johannes? Sende einen Engel. Dass der weggelaserte Schmerz endlich aufhört. Dass das Lamm über das Böse siegen wird. Heiliger Strohsack. Wir wissen, wie viele tot sind, beende diesen Text mit ctrl + Entertaste.

Guten Morgen, guten Morgen. Guten Morgen, Sonnenschein.  
Ich wache auf und stehe mit den Füßen in der Erdmandel.  
Ein rotbäckiger Apfel hat mein Gesicht entzückt und ich lächle,  
wenn die Frau das Haus aufschließt. Diese Nacht blieb dir verborgen.  
Doch du darfst nicht traurig sein. Vor mir liegen Trauben und Rehe.  
Ich bade in Milch und Chlor. Geh zum Strand rüber, zu den Grazien  
und aufgedunsenen Körpern, voll gepumpt mit Zucker und Barbituraten.  
Kein Lied für Europa, nur diese Streicher. Was bleibt von der frühkindlichen  
musikalischen Erziehung? Die Moll-Tonarten und die Trauer.  
Ich weiß nicht, was die Parzen singen. Hölder war niemals hier, nicht  
auf Patmos, er stand unter Bäumen in einem Garten in Nürtingen.  
Die Frau schließt die Tür von innen zu. Weiße Vorhänge, das Schild:  
ZU VERKAUFEN. – Endlich sich aus den Augen verlieren  
in der Finsternis. Aufs Meer hinausfahren, vor dem ersten kurzen  
Schrei. Die Netze einholen, den Beifang los schneiden. –  
Die Sonne sinkt, ein Feuerstreif, als ginge einer auf glühenden  
Kohlen über das Wasser.

Blättere in den Seiten. Die alten Zeiten kehren nicht zurück.  
Nenn es ruhig, was es ist: Apokalypse. Das Buch aus Weihrauch, nimm  
dein Geschenk. Sei umarmt von allen anonymen Heiligen!  
Wir kamen auf die Insel, wir kamen über das Wasser, hüpften von Stein  
zu Stein, wir warfen Schatten. Wir kamen über ein Hoheitsgebiet, streiften  
die verfemte Küste. Wir streifen die Kleider ab, wir lieben die weißen Berge  
wir lieben die weiße Haut, den Abschnitt unserer Oberschenkel, aufwärts  
die weiße Scham, wir lieben die weißen Kirchen und das weiße, fließende  
Blut, die Strahlung und Absorption. Wir kommen über den Seeweg, wir sehen  
den Hafen, den nahen Punkt, den Punkt in der Ferne. Das milchige Eintrüben  
der Insel, wir sehen die dunklen Phasen der Strömung, wir hören den Motor  
die brechende Welle. Wir antworten der Maschine mit Zeichen und Sprache.  
Wir sehen die Finsternis in uns weiter wandern. Wir waren an Land, wir  
fieberten mit den Steinen, wir atmeten mit dem Fels, durch die Bäume  
schossen Hornissen.

Was sah Ritsos, das wir nicht sehen können?

Zwischen Insel und Festland das Wasser mit unsicheren Booten.  
 Die Bewacher, Wärter und Schließer. Über dem Dach der Baracke  
 die Sternbilder aus Eis und Schweigen. Dass ein Draht über der Erde  
 gespannt ist. Dass zwischen den Ländern die Körper sich vereinen.  
 Wie man aus einer weißen oder roten Fahne einen Putzlappen macht.  
 Wenn wir ihn sehen könnten, den Lauf des Gewehrs vor Augen, die Wand.  
 Drei Worte, Schlaf und Wachtraum. Eine Amnestie, die Enteignung der  
 Öl- und Gasbarone. Die Freisprechung der Feuerameisen, kleiner Echsen.  
 Klopfen mit Klopffholz, Stimmen aus dem Unterfell. Das Öffnen der Tresore.  
 Die Beute aus den Klauen retten. Die Gräser wachsen lassen. Endlich,  
 endlich die Hand zum Fenster führen. Die Finger laufen lassen, nichts  
 Schwarzes oder Weißes wissen, nichts fürchten. Die Minenarbeiter zum  
 Licht hinauf begleiten. Die Früchte dem Mund reichen, der nichts hat.  
 Am Ende die Zäune von Wildgras überwuchern lassen. Die Pelztiere  
 befreien, die Baumwollpflückerinnen.

Wir laufen durch die Morgensonne. Wir hören das Gedicht.

Am Hafen stehen Taxis, die den Weg der Schiffe verlängern.

Das Gedicht sagt, es glaube an die Liebe und den Tod. An sich selbst.

Schmerz ist ein leeres Wort. Die Arbeiter ziehen die Seile an Land.

Die Fähre ist keine Chiffre – der Kontinent muss erst zerbrechen, bis  
 jemand ihn retten will. Wenn alles auseinander driftet, kann dann alles  
 mit wenigen Stichen genäht werden? Wir sind Wiederverkäufer von  
 Glaubenssätzen ohne Handbuch: Jede Ikone muss hochgeladen werden.

Wir müssten umkehren, den Mietwagen an eine Mauer setzen. Wir müssten  
 die Versicherung platzen lassen. Wir haben noch ein Guthaben für hundert  
 Minuten oder mehr. Wir sehen die Einheimischen, die Rollkoffer, die Nach-  
 fahren von Demokratie (Volksherrschaft) – Freiheit heißt Elefteria.

Im Bauch des Schiffs laufen Fernseher – was wir hinter uns herziehen  
 besteht aus Erdöl, Verbindungen, Käuflichkeit. In Wirklichkeit gibt es  
 die Interessen der Arbeitenden, die auf dem Deck rauchen, als die Morgen-  
 Sonne wie ein Brandbeschleuniger das Meer.